Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte

Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden

Band: 4 (1993)

Artikel: Rückblick auf mein Leben : Autobiographie eines Pfarrers, Schulmanns, Philanthropen und Lexikographen (1789-1858)

Autor: Carisch, Otto

Kapitel: Zur Einführung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939151

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Einführung

Das an Verdiensten für die Oeffentlichkeit reiche Leben des evangelischen Pfarrers, des von Pestalozzi beeinflussten Pädagogen[1], des Philanthropen und Lexikographen Otto Carisch (1789-1858) ist 1948 von Benedict Hartmann im 77. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden auf 144 Seiten ausführlich gewürdigt worden.[2] Als Quelle benutzte Hartmann hauptsächlich Carischs Autobiographie, die als Abschrift aus der Hand seiner zweiten Ehefrau, Iduna Lenz, vorliegt.[3] Carisch muss seine Lebenserinnerungen zwischen 1854 und 1858 niedergeschrieben haben, wie aus mehreren Passagen hervorgeht.[4] Gleich wie Carisch übte Hartmann den Beruf eines Pfarrers und Kantonsschullehrers aus, und so wundert es nicht, dass der Biograph «dem religiösen und theologischen Werdegang»[5] und den nach aussen gerichteten Tätigkeiten seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er klammerte dabei das Private nicht nur, wie er selbst erklärte, aus Gründen der Diskretion aus, sondern weil die Geschichtsschreibung es damals generell nicht wagte, die Schwelle zum Privaten zu überschreiten. Erst die grossen französischen Sozialhistoriker, deren Erträge der Forschung jetzt auch in deutscher Sprache zugänglich sind, riskierten «das Experiment der Gegenwart»: sie erklärten das Privatleben zum legitimen Studienobjekt und entdeckten es als «Schauplatz von Vergnügungen und Zwängen, von Konflikten und Träumen».[6] Damit Geschichtsschreibung in der Region nicht zum Symbol des ewiggestrigen, verspäteten «Hinkenden Boten» wird, besteht die Notwendigkeit, auch im Kleinraum die privaten Aspekte des menschlichen Lebens zu problematisieren. In Graubünden stammten die Akteure, die dafür geeignete Zeugnisse, etwa Autobiographien, Tagebücher, Briefe, Photographien und Häuserpläne, zurückgelassen haben, wie überall aus der Schicht des dokumentierfreudigen, gebildeten Bürgertums des 19. Jahrhunderts. Es liegt am familialen und emotionalen Bezug der erwähnten Quellengattungen, dass sie zum grossen Teil innerhalb der Privatheit geblieben sind und deshalb den Weg ins Staatsarchiv, die Verkörperung des öffentlich-staatlichen Gedächtnisses, nicht gefunden haben. Otto Carischs Autobiographie stellt für das neue Forschungsinteresse einen Idealfall dar, achtete der Verfasser doch im besonderen Masse auf das Festhalten «ganz bescheidener Dinge», das heisst des Alltäglichen, das nach dem französischen Historiker Georges Duby nur das un-beherrschte Gedächtnis eines einzelnen Lebewesens durchkreuzt.[7]

Doch welche mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen ermöglichten es dem aus einer «ziemlich unbemittelten» (S. 4) Bauernfamilie zu Amt und Würden aufgestiegenen Carisch, nicht nur nach aussen zu publizieren, sondern eben auch sein Innenleben für die Nachkommenschaft detailliert herauszuarbeiten? Entscheidende Impulse zur Sensibilisierung auf psychische Vorgänge und die innere Formung durch die personale und kulturale Umwelt hatte der Pietismus mit seiner Selbstbeobachtung vermittelt, und diese Geistesströmung wirkte weiter auf die deutschen Bildungsromane, etwa Goethes Wilhelm Meister oder Wielands Agathon. Auch Carisch hatte Wilhelm Meister gelesen und sich als Autobiograph von ihm beeinflussen lassen. Lebensbestimmend war für ihn desweiteren der zeitgenössische unternehmerische Sinn, ein Bekenntnis zur schöpferischen Entfaltung, doch sollte Kreativität nicht der Selbstoffenbarung, sondern der Wahrheitsfindung und der Gemeinnützigkeit dienen: «Doch nicht bloß receptiv soll der Mensch sein, zum *rechten Fortschritt* ist es unerläßlich, daß er auch selbst producire, von innen heraus selbstthätig hervorbringe.» (S. 257).

Im folgenden soll versucht werden, den innern Lebensweg des Autors abzuschreiten und dabei beispielhaft diejenigen Denkweisen und Erfahrungen anzuleuchten, die über das rein Subjektive hinausweisen.

Wie jeder Aufsteiger in das Bürgertum eignete sich auch Carisch dessen Moralvorstellungen und Werthaltungen an, die dazu dienten, sich gegen unten abzugrenzen. So führte er die unehelichen Geburten in Duvin, die er als Skandal bezeichnete, auf die Tatsache zurück, dass viele junge Burschen auf den Engadiner Alpen als Hirten und im Winter als Taglöhner oder Knechte in der genannten Region arbeiteten und somit «das Gift der Unsittlichkeit mit nach ihrem Dorfe» (S. 10) zurückbrächten. Die Grenzen der Respektabilität gegenüber dem Eigentum verschoben sich bei ihm im Laufe des Lebens und differierten je nach sozialem Milieu, in welchem er sich bewegte. Kinder, die Obst stibitzten, konnten insgeheim auf Einverständnis der Dörfler zählen, und auch Carisch beteiligte sich an dem mehrheitlich tolerierten Mundraub der Jugend: «Die Sache verhielt sich so: am Sonntag nach dem Gebete oder der Kinderlehre ging die Jugend nach Katzis, Masein, Thusis oder wo es Obst gab, und es war allgemein angenommen, daß, wenn sich irgendwo ein mit reifem Obste beladener, unbewachter Baum fand, man nur hinauf steigen, nach Lust davon essen und möglichst viel mit nach Hause nehmen dürfe.» (S. 26). In der Rückschau wandte sich der Autobiograph von der gängigen Gruppenmoral ab und bezeichnete «diese Schlechtigkeit mit ihrem rechten Namen als Diebstahl» (S. 28).

Nach dem Vorbild der Bildungsromane verwendete Carisch grosse Sorgfalt auf die Schilderung seiner Kindheit und Jugend, dabei nehmen die frühen Seelenkämpfe breiten Raum ein. Ein stets in der Familie präsentes Schreckgespenst war der finanzielle Rückgang, dem der Grossvater mütterlicherseits, Otto Capeder, tatkräftig Einhalt gebieten wollte, indem er den Enkel gleichen Vornamens im Alter von 15 Monaten zu sich nach Duvin nahm, wo dieser bis zu seinem zehnten Lebensjahr verblieb. Die Rückkehr ins Elternhaus nach Sarn kam dem Ende der Kindheit gleich und war verbunden mit ungeliebter Arbeit in der Landwirtschaft sowie dem Verlust an Liebe und Vertrauen zu Eltern und Geschwistern: «Ueberhaupt wurde mir der Aufenthalt in Sarn drückend. Früher allein Kind im Hause des Ueberflusses und vermutlich verhätschelt, stand ich jetzt neben Brüdern in einem Hause, wo Arbeit, ja strenge Arbeit gefordert wurde, und fühlte mich allein, und obwohl jetzt erst im elterlichen Hause, doch verwaiset, fremd unter Fremden.» (S. 24). Der abstrakte Begriff «Fremdheit» wird anschliessend anhand der Reaktion der Eltern auf einen aus Schindeln und Papier gebastelten Säbel konkretisiert: «Ich wenigstens war darüber sehr glücklich, mußte indeß mein Kunstwerk ziemlich geheim halten, und als es doch entdeckt wurde, hatte ich wegen des Papiers, das dazu verschnitten und des Fadens, der verbraucht worden war, viel zu leiden. So wenig Rechnung wurde der jugendlichen Phantasie und dem Kunstsinne des Knaben getragen.» (S. 25).

Die Beachtung und Beobachtung der ersten Lebensphase erstreckte Carisch desweiteren auf die eigene Nachkommenschaft. So notierte er die schwierige Geburt seines ersten Töchterchens und lobte die Geschicklichkeit der tatkräftigen Hebamme: «Das Kind konnte anfangs nicht athmen, da sog diese mit ihrem eigenen Munde die Unreinlichkeit, die sich in seiner Kehle gesammelt haben mochte, heraus, und von diesem Augenblicke an erholte es sich sogleich und gedieh auf höchst erfreuliche Weise.» (S. 164). Als Sprachpädagoge verfolgte der stolze Vater mit besonderer Aufmerksamkeit die sprachliche Entwicklung seiner Kinder (S. 165). Wie sämtliche Männer seiner Zeit bezeichnete Carisch die Frauen als das schwächere Geschlecht, welches manchen Leiden und Krankheiten unterworfen sei (S. 165). Doch zeit seines Lebens bewunderte er die Energie und Klugheit der Frauen hinsichtlich Heilung und Linderung von Krankheiten. Die erwähnte versierte Hebamme stellt nur ein Beispiel dar. Besonders beeindruckte ihn Duonna Mengia Curò-Frizzoni, die stets hilfsbereite ländliche Aristokratin in Celerina, deren Heilwissen besonders von den Dorfarmen und vagierenden Bettlern in Anspruch genommen wurde (S. 32). Desgleichen rühmte er die «Verständigkeit, Mühe und Sorgfalt in

Bezug auf Diät und Heilmittel», womit seine zweite Ehefrau, Iduna Lenz, die kränklichen Kinder aus seiner ersten Ehe gesund pflegte (S. 220). Mit der ihr eigenen Gründlichkeit kämpfte sie gegen die Ruhrkrankheit ihrer dreijährigen Tochter und, nach vergeblichem Ringen, gegen einen zweiten Feind: das Vergessen. Respekterfüllt vor der Tapferkeit seiner Gattin, notierte Carisch: «Gleich nach ihrem [der Tochter] Hinschiede legte sie die liebe Entseelte aufs Bett, setzte sich an den Tisch daneben und beschrieb den Verlauf der Krankheit und die Empfindungen, die dabei in ihr erwacht und sie bis zu diesem Augenblicke durchdrungen hatten. Dieß, wie sie sagte, um das Bild des geliebten Kindes um so treuer und nachhaltiger in der Seele zu bewahren. Und es ist wahr, nur zu leicht bleicht sich ein solches im Laufe der Jahre ab, und wenn es nicht in treuer, zarter Eltern Herzen erhalten wird, so verschwindet es allmälig ganz und gar, aus der Erinnerung der Menschen dieser Welt.» (S. 225). Zu den bürgerlichen Wertmassstäben gehörte die Beherrschung der Gefühle, so auch das Masshalten in der Trauer, und die hier geschilderte, doch sehr intellektuelle Kanalisierung der Tränen[8] liess in Carisch die Achtung und Bewunderung für seine zweite Ehefrau erstarken.

Einige Beobachtungen zur Geselligkeit, einem zentralen Ritus der Bürgerlichkeit, sollen nun die schönen Seiten des privaten Lebens hervortreten lassen. Otto Carisch war alles andere als ein Eigenbrötler, sondern ein Mann des vergnügten Zusammenseins und der Kommunikation. Als Mensch der Spätaufklärung liebte er logisch aufgebaute Gespräche, in denen das rechte Mass vorherrschen sollte, und diese Vorstellung des Redens mit den Menschen übertrug er auf das Reden mit Gott: «Es will mir scheinen, daß, wie wir uns zur Pflicht machen bei der Unterhaltung mit Menschen logisch und mit möglichster Genauigkeit und Ordnung zu sprechen, dieses auch in unseren Anreden an Gott geschehen sollte. Da meinen aber viele, je schwülstiger und verworrener alles durch einander liege, desto salbungsreicher und frommer sei das Gebet.» (S. 186). Zum Reden über Gott gehörte für ihn ausser der gedanklichen Klarheit eine helle Beleuchtung. So erinnerte sich der begabte Pädagoge im Alter an den in «dunkler Abendstunde» erteilten Religionsunterricht, «wo weder die Schüler die innere Bewegung des Lehrers in seinen Mienen lesen noch der Lehrer diejenige seiner Schüler an ihren Augen sehen konnte, was doch dem Worte eine so eigenthümliche Kraft verleiht» (S. 35). Ein schönes Zeugnis für die Wertschätzung der nonverbalen Verständigung. Der als Pfarrer von Poschiavo amtende Carisch verschwieg nicht, dass seine Gemeindemitglieder die Situationen demokratischer Kommunikation geschickt zu nutzen verstanden. Auf Hochzeiten teilten sie ihm ihre Sorgen,

Bedenken und Zweifel mit: «Das sei etwas ganz anderes, meinte einer, als in der Kirche, wo nur der Pfarrer sprechen dürfe und alle anderen schweigen müßten.» (S. 178). Auch hinsichtlich des Essens musste sich der geistliche Hochzeitsgenosse den allgemeinen Spielregeln beugen und die Leute essen lassen, so lange sie wollten (S. 178).

In seiner Zeit als Kantonsschüler hatte Carisch mit Christoph von Albertini von Tamins Freundschaft geschlossen. Im Hause dieses gebildeten, an einer Körperlähmung leidenden Aristokraten lernte der Bauernjunge ausser der Konversation der Vornehmen und Angesehenen die Welt ihrer Bücher kennen: «Da war auch eine schöne Bibliothek, aus der ich nach Belieben Bücher geliehen bekam. Da wurde nicht bloß von Vieh und Heu, sondern von wichtigen Landesangelegenheiten und von den neuen literarischen Productionen gesprochen, was mir alles sehr ungewohnt, aber in hohem Maße anziehend war ...» (S. 45). Carisch bemerkte sehr bald, dass solche Gespräche und der Kontakt mit der Literatur des «circuit lettré» den Schlüssel zum Erfolg in der bürgerlichen Welt bildeten: «Ich fühlte nun recht den Unterschied in Bezug auf die Studien, ob der Schüler bloß treulich zuhört und repetirt oder ob er, durch Selbststudium und literarische Hülfsmittel schon vorbereitet, zu dem in den Lesestunden behandelten Stoffe kommt. Welch anderer Nutzen und welch andere Freude im letzteren Falle!» (S. 49).

Während seines Lausanner Bildungsaufenthaltes (Oktober 1813 bis Januar 1814) erkannte Carisch, dass die nach französischem Vorbild gemischten Soirées, zu denen ihn die Honoratioren einluden, nicht nur dazu dienten, gesellschaftliche Beziehungen zu inszenieren und zu pflegen, sondern auch gegenseitige Kontrolle und Disziplinierung ermöglichten. Im Salon, der Bühne der bürgerlichen Geselligkeit[9], spielten die Kinder «unter den Augen und zum großen Entzücken der Erwachsenen; die erwachsenen jungen Leute unterhielten sich, eroberten oder versuchten doch zu erobern und zu gefallen; die älteren Herren und Damen spielten ihre Partie, und so war jeder für sich à son aise, zugleich aber auch unter dem Einfluß der übrigen Altersklassen der Gesellschaft. Wie ganz anders und wie vernünftiger als in Chur, wo sich in Gesellschaft entweder nur Kinder mit Kindern, junge Herren und Damen für sich allein und unter den älteren Personen die Frauen für sich und die Herren auch wieder für sich zusammen finden. Dadurch entsteht natürlich das Eintönige, Einseitige, Langweilige oder auch Frivole in der Gesellschaft, während durch die oben angegebene Mischung alles anziehender und anregender wird und jede Klasse von der anderen lernen kann, sich zügeln muß und zur gegenseitigen Erheiterung und Erhebung in hohem Grade beiträgt.» (S. 71).

Steckte hinter den gemischten Abendveranstaltungen, während denen auch musiziert, gesungen und getanzt wurde, die Absicht, etwaige Mesalliancen im Keime zu ersticken? Den Männern vorbehalten blieben die an einem bestimmten Tag in der Woche stattfindenden Zirkel, in denen politische, juristische, pädagogische und wissenschaftliche Themen zur Sprache kamen. Anfänglich traf man sich der Reihe nach bei einem Mitglied zu Hause und genoss eine einfache Bewirtung in Form von Brot, Käse, Wein und etwas Obst. Lag es an der Oeffentlichkeit der Themen, dass die Gesellschaften sich später im öffentlichen Wirtshaus versammelten? (S. 132).

Carischs Autobiographie entstand zur Zeit des tiefsten Patriarchats, und doch ist diese Lebensbilanz, wie schon erwähnt, alles andere als ein reines Männerbuch: Frauen sind zahlreich vertreten, und die soziale Skala reicht von der arbeitsamen Magd (S. 14) über die energische Witwe, die eine Pension führte (S. 47f.), bis zu zarten, schöngeistigen Frauen, die dem bildungsbürgerlichen Ideal der Zeit entsprachen (S. 238ff.). Es sei hier kurz auf die ungewöhnliche Freundschaft mit der von ihm entdeckten und später vielgelesenen Dichterin Nina Camenisch hingewiesen, eine Beziehung seiner späten Jahre, die «eben, weil sie in meinen Jahren so unerwartet war, mir so wohl that und diesen Abschnitt des Lebens so sehr verschönerte» (S. 265-278).

Es ist als Glücksfall zu betrachten, dass Iduna Carisch-Lenz aufgrund von Augenzeugenberichten die letzten Lebenstage und das Sterben ihres Mannes rekonstruierte. Dabei kam auch die Magd zu Worte, eine Person, die dank ihres Aufgabenbereichs im Haus mit der Privatheit ihrer Herrschaft vertraut war. Sie beobachtete Carisch vor dem Aufbruch zu seiner letzten Reise und offenbarte später ihrer Herrin: «Haben Sie nur bemerkt, wie zärtlich Herr Professor Sie bei'm Frühstück ansah? Es war, als wolle er sich Ihr Bild noch recht einprägen, um es mitzunehmen.» (S. 281).

Die integrale Edition dieser Autobiographie voller «zärtlicher Blicke» auf das Private möge die Blicke der Historikerinnen und Historiker vermehrt auf die noch reichlich unerforschte Geschichte der Gefühle, Hoffnungen und Wünsche lenken, die das Handeln der Menschen bestimmten.

Ursula Brunold-Bigler

Anmerkungen

1 CHRISTIAN ROEDEL, Pestalozzi und Graubünden. Ein Beitrag zur Pestalozziforschung und zur bündnerischen Schulgeschichte, Winterthur 1960.

2 BENEDICT HARTMANN, Professor Otto Carisch (1789-1858). Ein Bündner Zeitbild, in: 77. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jg. 1947, S. 1-144.

3 Staatsarchiv Graubünden, Chur, Handschrift B 2126. Vgl. RUDOLF JENNY, Handschriften aus Privatbesitz im Staatsarchiv Graubünden, Chur 1974, S. 534.

4 Vgl. unten S. 225, 277, 280.

5 HARTMANN, Otto Carisch, S. 8.

6 Vgl. Michelle Perrots Einleitung zu: Geschichte des privaten Lebens, 4. Bd.: Von der Revolution zum Großen Krieg, hg. von MICHELLE PERROT [Paris 1987]. Deutsche Uebersetzung von Holger Fliessbach und Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt a.M. 1992, S. 7.

7 GEORGES DUBY und GUY LARDREAU, Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge [Paris 1980]. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer, Frankfurt a.M. 1982, S. 68.

8 Zur Kulturbedingtheit des Weinens siehe GISELA BERKENBUSCH, Zum Heulen. Kulturgeschichte unserer Tränen, Berlin 1985.

9 Vgl. dazu ANNE MARTIN-FUGIER, Riten der Bürgerlichkeit. In: Geschichte des privaten Lebens, S. 216-222.